



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kröger, Timm: Hein Wieck : eine Stall- und Scheunengeschichte :
(Fortsetzung). 11

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Dem muß natürlich vorgebeugt werden! Und so wird man sich denn hinter die Mächtigen stecken, wird es ihnen vorahnend zeigen, wie die dann allein im alten Verbanne verbleibende politische Polizei, wenn sie nicht mehr so wie jetzt auf Kosten ihrer Stiefgeschwister gestärkt werden kann, am Ende einmal irgend eine sozialdemokratische Versammlung übersehen und nicht rechtzeitig entdecken könnte; man wird dem auf seinen Schätzen brütenden Finanzminister allerlei düstere Bilder zeigen von kommenden Forderungen für eigne Unterrichtsanstalten, wo die angehenden Geheimpolizisten in Kriminalgeschichte, Gaunersprache usw. gründlich für ihren Beruf unterwiesen und vorgebildet werden, und den vereinten Bemühungen dieser Art wird es wohl glücklich gelingen, die so notwendige Reform der Kriminalpolizei an Haupt und Gliedern noch eine geraume Zeit zu verhindern.



Hein Wieck

Eine Stall- und Scheunengeschichte von Timm Kröger

(Fortsetzung)

11



ein fühlte sich gedemütigt vor den Menschen, er fühlte sich vereinsamt und suchte daher Anschluß bei Wesen, vor denen er sich nicht zu schämen brauchte. Den Kuhstall und die Küche hatte er lassen müssen, dafür war er Schutzherr der Pferde geworden.

Diese neuen Freunde mußten ihm viel ersetzen, denn er empfand so halb und halb, daß es mit ihm und der Antje ganz aus sei. Und wenn er gewußt hätte, was die Mutter ihr von dem kommenden Freier Reimer Witt gesagt hatte, und wenn er den Eindruck gekannt hätte, den diese Mitteilung auf Antje gemacht hatte, so würde er daran gar nicht mehr gezwweifelt haben. Ihr war es plötzlich klar geworden, wie lächerlich und dumm ihr Verhältnis zu Hein war, er aber verblieb noch immer in der unwürdigen Rolle eines gemißhandelten, verliebten Narren und reckte vom Pferdestalle her oder von dem Verschlage daneben, wo seine Bettlade stand, seine Arme nach der Richtung, wo er seine Flamme vermutete. Immer wieder vergegenwärtigte er sich das Drum und Dran ihrer Erscheinung: ihr Haar, ihre Augen, die Kattenschürze, den Klang ihrer Stimme, aber immer seltener wurde ihm das alles gezeigt, und dann mit einem Gesicht, woraus hervorging, daß ihr auf sein Gefallen nichts mehr ankomme. Bei dem Essen saß sie stocksteif vor ihrem Teller — mit einem Wort: sie verstand ihn zu schneiden. Und mit einer Hartherzigkeit, mit einer Grausamkeit, mit einer Lieblosigkeit und — ach! — mit einer Unerbittlichkeit, wie es nur ein Weib, selbst ein angeheendes, das sich zu fühlen beginnt, fertig bringt.

Hein stand dieser Entschiedenheit mit der Demut gegenüber, die einen verliebten Knaben entwürdigt, ihn bemitleidenswert macht, wie er denn in der That von der Nieta, die um so trostreicher blickte, bemitleidet wurde. Hein hätte blind sein müssen,

hätte er nicht gesehen, daß ihre schwarzen Augen noch schöner waren als die blauen, daß um diesen Mund mehr Güte lag, als er bei Antje jemals gesehen hatte, es that ihm wohl, wenn sie täglich ihr frisches „Hein?“ durch die Krippe zu ihm in den Stall warf, aber trotzdem wollte er sich nicht trösten lassen; noch liebte er seinen Liebestummer mehr als Niekles Trost. Traurig schlang er die Arme um den Hals der alten Pferdenuutter Bisch und beklagte sich bei ihr über Antje in so bewegten Worten, daß der hellbraune Focher im Nachbarverschlage eifersüchtig wurde und auf den Steinboden stampfte.

Bei ihnen fühlte er sich geborgen, sonst aber war ihm nirgends geheuer. Seine Geschichten waren Dorfgespräch geworden; vor Scham wagte er den Menschen nicht ins Gesicht zu sehen, und in seiner Brust fühlte er für und für eine Zentnerlast, wie von schwerer, unfühbarer Schuld.

Woher dieses fürchterliche Schuldgefühl? Hätte er gestohlen — es hätte nicht schlimmer sein können. So recht wußte er selbst nicht den Grund, aber er fühlte sich tief in Schuld verstrickt. Er sah sich immer in der Rolle als Träger einer Schuld, und zwar einer lächerlichen Schuld, ganz besonders dann, wenn die Gefühle der religiösen Scheu in ihm emporstießen, wie es zum Beispiel bei den Predigten, die Harm Kühl am Sonntagvormittag der versammelten Hausgenossenschaft vorlas, geschah. Auf seinem freigewählten Armesünderstuhl in der Ecke hinter den Dienstmädchen, die übrigens so züchtig dasaßen, als hätte es niemals einen Rußkampf in der Küche gegeben, preßte er beim Vaterunser die gefalteten Hände in Neue fest zusammen. Als einmal das Gleichnis von dem hartherzigen Schuldner-Gläubiger behandelt wurde, der die Nachsicht seines Herrn in großem Maßstabe erfuhr, aber sein eignes Guthaben unerbittlich eintrieb, geriet er (die Beziehungen der Parabel zu seiner eignen Vergangenheit konnte er selbst nicht entdecken) in eine merkwürdige krankhafte Erregung und Seelenzerknirschung. Und diese Zerknirschung löste sich in einem feierlichen Gelöbniß auf. Er wollte aller Welt, und der Antje besonders, alles Unrecht, allen zukünftigen Widersachern jede zukünftige Unbill vergeben, er wollte niemals ein Gedächtnis der bösen Vergeltung in seinem Gedächtnis auflegen, er gelobte sich für alle Zeiten jeden Groll, der ihm die Reinheit der Seele verdrüßtern möchte, wegzuwischen. Dieses Versprechen trug seine von keinem unaufrichtigen Vorbehalt getrüübte Menschenliebe hinauf zum Himmel, wo in stillen Nächten der Sterne stummes Heer verglüht, er senkte es aber auch hinab zu den Manen seiner Lieben, die im Kirchhofsfande verscharrt waren. Als Sühne bot er das Gelöbniß allen Menschen, derer er jemals im Groll gedacht haben könnte. Alle geflügelten Boten seiner Gedanken hatten die Weisung, Liebe zu bieten und Verzeihung zu ersehen, und mit Adlersflügeln flog sein inbrünstiges Gebet hinauf zum Himmelsdach, die verklarte Mutter möge ihm doch ein Zeichen geben, daß sie auch im Gefilde der Seligen seiner in Liebe gedenke.

Vom Herzen her wallte es heiß in ihm auf. Zum erstenmal vermischte er die weiche Mutterhand. Was hätte er dafür gegeben, striche sie noch einmal lind über sein Gesicht, hörte er noch einmal die glöckerreine Stimme ihrer Liebe: Guter Hein! Der Klang ihrer letzten Worte: Bleib brav, mein Sohn, ich werde den himmlischen Vater hart darum angehn — lag ihm noch im Ohr. Er fühlte sich einsam, verlassen, von aller Welt gemieden, zum erstenmal so eigentlich mutterlos, der Liebe bar.

Raum war er noch Herr seiner Bewegung. Er stand auf, zur großen Mißbilligung von Grete, die ihn erstaunt ansah, und klinkte leise die Thür auf, als Harm eben mit einem Amen die gottesdienstliche Handlung schloß. Nach wenigen

Sekunden war er im Stall. Hier stützte er seinen Kopf der Mutter Lisch in die Flanke und wollte schier vor Schluchzen vergehn. Lisch setzte sofort tröstend ihre Rute in Bewegung, Hein hörte das pfeifende Geräusch und fühlte dann den langen Schweiß über Haar und Rücken gleiten. War es auch keine Mutterhand, es war doch immerhin das Liebeszeichen einer lebendigen Seele. Du, Leser, hättest viel an solcher Liebkosung auszusetzen gehabt, für Hein machte das nichts aus. Lisch und Hein, Hein und Lisch verstanden sich. Er hing an ihrem Halse und befreite seine Seele in dem erlösenden Strom heißer Thränen.

Es war ganz still. Sie hörten nur das Rollen der Halfterstricke in den Krampen, das eigentümliche Schaben, wenn sich ein Hölzlein die Schulter pußt, das Aufschlagen der Eisenhufen, womit die Kofse ihre Langeweile töten, und das nervöse Stampfen des eifersüchtigen Jungjoches. Jrgendwoher im Hause erklangen sonntägliche Stimmen. Aus der Gegend der Bordiele hob sich plötzlich das Organ des Großknechts deutlich ab:

Wo stickt wol de Jung? Hei har mi en Bund Tabak hohn konnt.

Dann ging die Thür nach dem Garten; es schlarrte jemand in Holzpantoffeln über das Steinpflaster: Timm holte selbst seinen Tabak.

Als Hein am folgenden Morgen erwachte, beleuchtete er mit der Laterne eine alte Kiste, die am Fußende seines Bettes stand. Mit einer gewissen Andacht setzte er sich auf den Deckel. Es hatte ihm geträumt, daß seine Mutter heut nacht dort gefessen und ihn getröstet habe — ein lustiges Lachen um den Mund.

War das das erbetne Zeichen?

Wieder im Besitze seines Gleichmuts und seines Gleichgewichts nahm Hein die Wassertrage vom Haken, legte sie auf die Schulter, hängte die Eimer in die Ketten und stapfte nach dem Brunnen, die Pferde zu tränken.

* * *

Der Herbst war dahin. Der Winter hatte seinen Einzug gehalten und war jetzt in Abzug. Der Frühling kam, und mit seinem Kommen nahte der Zeitpunkt, wo Hein den Hof verlassen sollte. Wenn ein Wagen des Hofes von einer Geschäftsfuhre spät nach Hause zurückgekehrt war, was häufig vorkam, dann war es Sache des Pferdejugens, die hungrigen Tiere satt zu machen. Die übliche Futtermethode forderte dazu mehrere Stunden. Dann saß er allein, während alle andern Bewohner schon mit der neunten Abendstunde zur Ruhe gegangen waren, bis Mitternacht und darüber bei dürrstiger Thranlampe auf der großen Diele und hörte auf das Brausen der Stürme, die an der Dielethür rüttelten, auf das Kreischen der Windfahne, die um ihre Achse geworfen wurde, auf die Regengüsse, die auf den Hofplatz herab rauschten.

Er liebte so wildes Wetter.

Der Reimer Witt war bald nach Heins Übersiedlung in den Pferdestall wie ein Meteor auf den Hof niedergegangen, mit seinem Vater, der ein reicher Marschbauer war, in der Kutsche, er selbst hoch zu Vock — ein schmucker Junge, mit krausen Locken, groß gewachsen, hoch und hochmütig. Mit großer Sicherheit hatte er die glänzend schwarzen Kappen mit dem blinkenden Geschir vor das Hofthor gelenkt und dort mit einem Ruck zum Stehen gebracht. Ein widerwärtiges Schicksal hatte es gewollt, daß Hein, der gerade mit dem Ausmisten seiner Stallungen beschäftigt gewesen war, neben dem Junker eine unvorteilhafte und unebenbürtige Figur dargestellt hatte. Er war von dem Glanz des kommenden Neuen so hingenommen gewesen, daß Antje, die den „Wetter“ mit Vater und Mutter und Geschwistern

empfang, ja gewissermaßen mit offenen Armen empfang, ihm barsch befehlen mußte: Hein, spann doch de Beer ut. Das war das erste Wort seit seiner „Untreue“ und eines der wenigen, die er seitdem mit seiner „Geliebten“ gewechselt hat.

Jetzt war er daran, alle Hoffnung, Antjes Zuneigung wieder zu erlangen, fahren zu lassen. Es war klar, daß Antje und Reimer, der auf dem Holm in der Stellung eines landwirtschaftlichen Eleven verblieb, so gut wie Braut und Bräutigam waren. Ja die Niele kam einmal zu ihm in den Pferdehstall — er striegelte gerade Jungjochen — und sagte es ihm. Damals hatte es einen Zwist zwischen ihm und Reimer gegeben, er hatte gegen dessen hohen Ton: Hein, du kannst mi dat Handperd soteln, id rie ut — Hein, spann an, id föhr Schlitten mit Antje und Niele — Hein, wichst mi mol de Stäweln — er hatte also gegen diesen gönnerhaften Befehlton aufgemuckt, dadurch einen Wortwechsel und das Dazwischentreten von Harm herbeigeführt. War dieser auch gerecht genug, die Schuld nicht allein auf Heins Seite zu finden, so blieb dieser doch nach der Lage der Dinge im Nachteil. Nieves Mitteilung geschah in der Absicht, ihm etwas zu ersparen, ihn von aussichtslosen Versuchen, den Rivalen auszuspielen, abzuhalten.

Antje, sagte die Gute zu ihm, ist meine Schwester und nicht eigentlich schlecht. Aber um das, was sie dir anthut, möchte ich sie beinahe so nennen. Mach dir nicht so viel Kummer, sie ist es nicht wert.

Es giebt noch andre, die dich . . . gern haben, wollte sie hinzusetzen. Aber sie stockte plötzlich und wurde rot.

Nimm dir's nicht zu Herzen, Hein! schloß sie.

Und sie war davon geflogen, zur Thür hinaus. Der über Hein verhängte Boykott war ja noch nicht aufgehoben, und ihre Eltern durften um Gottes willen nicht erfahren, daß sie ihn im Pferdehstall besucht habe. Hein hatte nach ihrem Verschwinden einige Zeit neben Jungjochen gestanden, die Striegel in der Linken, die Rechte gegen seine Stirn. Was war das? Konnte Niele je die Stelle einnehmen, die sein Herz so hartnäckig für Antje freihielt?

Jungjochen zupfte seinen Freund nach seiner Gewohnheit an der Bluse. Recht, Jochen, dachte Hein, es sind Dummheiten, gehn wir an unser Geschäft. Und fleißig führte er den Eisenkamm über das glatte Fell des vor Vergnügen mit den Vorderläufen trampelnden Jochen.

* * *

Wenn man von dem Zwist mit Reimer Witt absah, so war Heins Führung tadellos gewesen. Ja er hatte sogar die Mahnung der Frau Grete, den Versuchungen des Bösen mit den Heilschätzen des Christentums entgegenzutreten, wörtlich befolgen können. Ohne einen kleinen Rückfall war es dabei freilich nicht abgegangen.

Es war noch vor Ankunft des Reimer, in den kurzen Tagen, als in allen Hausecken den ganzen Tag die Dämmerung lag. Hein hatte abgefüttert, nun machte er Toilette und trocknete sich am Gesindehandtuch im Kattengang ab.

Da streifte seinen Nacken ein fremder prickelnder Atem.

Das ist etwas Weibliches, dachte Hein. Er hatte es noch nicht zu Ende gedacht, da wurde er schon von weichen, runden Armen umhals't.

Sofort begann sein Herz zu galoppieren. Das ist nun einmal so, das ist die Macht des weiblichen Geschlechts, des Geschlechts mit den runden, weichen Armen. Aber sein Herz kaprizierte sich nun einmal auf ein ganz bestimmtes Individuum dieses dämonischen Geschlechts. Das ist die Antje, frohlockte es. Nun kommt der Versöhnungskuß. Gott segne diese Dunkelheit im Kattengang.

Das Handtuch ließ er fahren, er breitete die Arme aus, drehte sich um und umfing . . .

Der alte Kai Wulf trank abends, wenn er nach Hause kam, ein großes Glas Feuerwasser, das er auf die Hölgen stellte. Dort, wo er bei der Heimkehr seine Holzstiefel abzog, konnte er es unauffällig, mit der bekannten Entschlossenheit geübter Männer seinem Magen einverleiben. Er hielt es für eine treffliche Bett schwere. Aber seine Abel, die hinter diese Schliche gekommen war, billigte diese Bett schwere nicht. Sie füllte das Glas — es war ein tüchtiges Rotweinglas — aus ihrem Thrankrug und setzte es an den geheimen Ort. Wäre Kai weniger auf das Einnehmen von Flüssigkeiten, womit man den Magen in Verwunderung setzt, geübt gewesen, so hätte er den Streich gemerkt. Da er aber das Feuerwasser wie ein Allesverschlinger, mit der Hast des Hais zu sich zu nehmen pflegte, so hatte er den fetten Trank schon im Leibe, als er seine Überstürzung gern zurückgenommen hätte. Er mußte behalten, was er hatte, er konnte nur noch fluchen und that es mit einem kräftigen: Psui Deubel!

Hein ging just wie Kai, einem Omnivorax gleich, zu Werke und erfuhr eine ähnliche Enttäuschung. Es waren umfangreiche, erfahrene Lippen mit anerkenntniswerter Saugkraft, womit er zu thun hatte.

Es war Silja. Nun stand sie als die verkörperte, übermütige Lebensfreude lachend vor ihm. Hein schrieb, ebenso wie Kai, alle Täuschungen der Mitwirkung des Bösen zu und belegte daher die Silja, ganz vorschriftsmäßig nach Gretes Rat, mit einer Verwünschung, die dem Bibelfundigen im Gedächtnis ist, der Nichtkundige aber im Evangelium Matthäi, Kapitel vier, nachlesen mag.

* * *

Es waren die ersten warmen Frühlingstage ins Land gekommen, in den Gärten und Hecken war es grün, im Wald wurde es grün. Heins Habseligkeiten waren mit dem Mühlenwagen vom Holm mitgenommen und schon in den Händen seines zukünftigen Meisters. Was noch übrig war, wird das rote Tuch mit der Schlacht von Rolding auch nicht zur Hälfte füllen. Es ist gerade passend, von Hein unter den Arm genommen zu werden, wenn er morgen zu Fuß durch den Wald geht.

Er war früh zu Bett gegangen, aber der Schlaf floh seine Augen.

Ein frischer Wind war aufgekommen, er segte durch die Eichen, sein Klage lied verstummte erst am Sodbrunnen, dessen Schwengel unaufhörlich gegen den Haken löckte, womit ihn die Hebestange am Geländer festhielt. Im Hausgiebel flirrte leise eine Scheibe, im Dachraum über der Bodenluke stöhnten allerlei Windgeister unter der Aufgabe, das Lattenwerk zu heben, welcher Aufgabe sie nicht gewachsen waren.

Die Tage alle, die er auf dem Holm zugebracht hatte, machten dem Hein zum Abschied ihre Aufwartung. Er fand sich um die Hoffnungen, womit er auf dem Holm eingezogen war, betrogen. Seine himmelführenden Pläne von einem Kuchnecht erster Klasse — sie waren dahin.

Sein Gelübde, Ringelwolken zu blasen, durch die Zähne zu spritzen, auf fünf Schritt einen Stiefelknecht zu treffen — wo war die Zuvorsicht geblieben, die ihn zu diesem Wagnis veranlaßt hatte!

Mit Wehmut dachte er an alle, die er verlassen mußte, an Antje, an Niese und an die Hoshunde. Und dann folgte noch eine Reihe Bierfüßler, bevor er sich auf die übrigen Menschen besann: Hartkopp, Wittkopp, Stier Peter, die Räuber seiner Bekanntschaft und eine Menge ausgezeichnete Kupersonlichkeiten.

Da waren der Leutnant, der Major und andre Offiziere, die beim Austreiben die Dienste der Gehilfen leisteten. Vor allen Dingen „Bonapatt,“ der der ganzen Trift voranzog, und zwar mit einem Gesicht, als trage er die Fahne von Arcole. Kam die Rede auf „Bonapatt,“ so erzählte Heini die Geschichte dieses Helden, die allerdings ein wenig von der historisch beglaubigten Geschichte abwich. Bonapatt war nach seiner Lesart ursprünglich ein Schuster gewesen und aus der Lehre entlaufen. Von dem „alten Fritz,“ der auch in der Herde einen Namensvetter hatte, pflegte der Tagelöhner Klaus Köster Anekdoten zu erzählen. Da war ferner in der Herde Meister Boß mit dem feinsten Spürsinn für fette Weide, der Lumpenfritz, ausgestattet mit der Kennerchaft für Wäsche, die er vom Zaun zu fressen liebte.

Aber mit der Intelligenz, mit der Gefühlswärme und Gefühlstiefe seiner Pferde konnten sich die Kühe doch nicht messen. Der im hellbraunen Kleide glänzende Hans war ein Roß von ganz besonderm Mut und Feuer. Wenn er auf seinen Reisen zur Stadt vor dem leichten Staatswagen andre Fuhrwerke überholte, so warf er die Mähne über den schön geschwungnen Hals, das stolze Wiehern befriedigten Ehrgeizes erschütterte seine Flanken. Aber — wehe! wenn er vor einen schwer beladenen Wagen gespannt war und von flotten Schwarmgeistern überholt wurde. Dann war es ein fast menschlicher Schrei des Jorns, der seine Brust erbeben machte, das Weh eines stolzen Herzens, eine so unerträgliche Demütigung über sich ergehen lassen zu müssen. Jungjochen blieb sein ganzes Leben lang ein großes Spielkind, das sich mit Heini auf den Reckfuß stellte und auf seine Gunstbezeugung überaus eifersüchtig war. Ich will nicht alle nennen, derer Heini bei seinem Weggang gedachte, aber über die alte uns nicht mehr unbekannte Pferdemitte Bisch, die dem Hofe zehn Kinder geschenkt hat, muß ich noch ein kräftig Wörtlein reden. Wegen ihrer matronenhaften Würde führte sie den Namen „Mutter.“ Wo für einen Auszug Ruhe und Besonnenheit nötig war, wo es sich um die Aufwendung eines außergewöhnlichen Verstandes handelte, da war gar keine Frage: Mutter Bisch kam in die Sieten. Sie entnahm mehr aus Andeutungen, als ein dummer Junge aus ausdrücklichen Befehlen. Legte man ihr Kornsäcke auf, so ging sie nach der Mühle. Die Kinder hatte sie, als sie klein waren, Tag für Tag nach der Schule getragen und war ohne Führer zurückgegangen. In ihrem feinen Instinkt hatte sie eine unanfechtbare Uhr. Auf den Glockenschlag hatte sie sich immer bei der Schule eingestellt, um die Kleinen wieder aufsitzen zu lassen. Und niemals verlor sie ihren ruhigen Gang. Sie ging immer wie das personifizierte gute Gewissen einher, sicher — unbeirrt von den vorwitzigen Kapriolen böser Buben —, zielbewußt und rücksichtsvoll, bei der Sache und doch gut und gütig, wie es nur eine Kreatur ist, in deren Brust ein braves Herz die Pulse treibt, und ein edles Gemüt die Wünsche seiner Mitgeschöpfe würdigt und errät.

Die Halfter rasseln hinter der Bretterwand, die Hufe der lieben Geschöpfe stampfen. Zum letztenmal — für lange Zeit zum letztenmal — hört Heini diese Musik.

Wenn Heini abends die letzte Häckselmulde in die Krippen gefüllt und das Heu auf die Klauen geforkt hat, geht auch er zur Ruhe. Bei seinem Lämpchen, das aus farbigem Dunsstkreis seinen Bretterverschlag beleuchtet, entkleidet er sich. Dann löscht er das Licht aus und erwartet den Schlaf.

Und solange er noch seiner Sinne Meister ist, lauscht er auf die tiefe Stille, die ihn umringt, auf all die Stimmen, die die Nacht in ihrem Schoße birgt.

Wie vielemale hatte ihr Zauber seine Seele umgarnt!

Die Kammer ist durch keine Decke von der Schrägung des Netzbachs getrennt. Wie oft sind die kleinen Schneelawinen über seinem Haupte tosend dahingerollt

und dumpf zur Erde gestürzt. Wie oft hat der Sturm die Luftsäulen in den Feuereisen zum Schwingen gebracht — im dunkeln gemüthlichen Plauderfaß, im keifenden drohenden Heulton, je nachdem der Maurer die Orgelpfeifen des Windes gestimmt hat.

Ganz still wird es in den freien weiten Räumen eines großen Bauernhauses niemals; irgend woher dringt immer irgend ein Geräusch, sei es ein einzelner Ton, oder ein Gewirr nie rastender Kräfte. Dort klappt etwas — es kann eine Luke sein; es klirrt etwas — es kann ein Fensterscheibchen sein, das nur noch lose in Blei sitzt. Jetzt ist es, als ob jemand auf Holzpantoffeln hinter den Schweinefällen auf- und abgeht. Es kann viele Ursachen haben. Wenn dabei eine Thür jankt, so wird der Wind sein Spiel mit der Pforte vor dem Koben treiben und den Holzblock, der zum Verschlusse dient, über das Steinpflaster schleifen. Das klingt gerade wie Pantinengeräusch. — Bewegte sich nicht die Wage, die auf der Diele am Balken hängt? Die Schale stieß vernehmlich auf die Steinstiefen. Und dazu ein behender, in der Stille der Nacht verhallender Schritt. Du folgerst: es war ein Kästchen, das eine auf die Schale versprengte Brotkrume erhaschte. — Horch! Eine Thür bewegte sich ganz leise, eine Thür in der Gegend der Leutekammern, wie Menschenatem ging es über die Diele, weither klappt ein Pantöffelchen: kein Zweifel — das war der kleine Geflügelte selbst mit seinen süßen Giftspfeilen.

Alle diese Geräusche vernimmst du, wenn dein Bewußtsein noch ganz der Tageserfahrung angehört. Du hörst sie, du giebst dir über ihren Ursprung Rechenschaft, der Verstand streckt seine Fangarme aus, macht sie dingfest, erörtert ihre Klangfarbe, ihre Stärke und stellt ihr Wesen fest. Aber die Nacht, die ewig räthelhafte, die ewig brütende, sendet neue Geräusche aus, flüsternde, tappende, aus Mondschein und Nebel gewobne, die für das grobe Netz deines Verstandes zu fein sind. Zwar wirft er noch immer seine Fangarme aus, aber es gelingt ihm nicht mehr. Das verdrießt den Nimmerfakt, er brummt etwas von Dummheit, und was sich nicht beweisen lasse, existiere nicht. Der verstimmte Intellekt schließt die Augen, öffnet sie noch einmal . . . und lässig noch einmal . . . und ganz müde beinahe zum dritten mal . . . dann nimmt ihn der Schlaf hinweg.

Gott sei gedankt!

Gott sei gedankt — wiederholt ein wohlklingendes Stimmchen — er schläft, wir können herauf.

Und dann wirds lebendig, heitere, ungenierte Stimmen, Stimmen mit dem weichen Liebesklang junger Weiber.

Der Intellekt, meinen sie, wird noch mal an seinem eignen Dasein zweifeln. Gottlob, daß er hin ist, der unausstehliche Schulmeister. — Horch, wie er schnarcht! Wenn nur die Ankerfette nicht reißt!

Zwei Frauenzimmer sind lachend aus der Versenkung heraufgekommen, ich weiß nicht wie, aber sie sind da. Wir wollen sie Traumgöttin und Phantasie nennen. Sie sehen gut aus, haben zierliche Fittiche an den Schultern und sind mit einem Flitterkleid angethan.

Wie Tautropfen in Nebelmasken glitzert es um Schultern und Hüften. Am Fußende der Bettstelle machen sie einen Kriz vor Hein Wieck.

Gestatten, Herr Wieck, eine kleine Vorstellung? Wird nichts kosten.

Und Hein Wieck wälzt sich auf die andre Seite und laut mit den Kinnbacken, was so viel bedeutet, wie: wenn es wirklich nichts kostet, meine Damen, dann bitte ich die Liebenswürdigkeit zu haben.

Wir laden deine Jugend zum Besuch ein. Sind Sies zufrteden, Herr Wieck?

Herr Wieck laut, Herr Wieck ist's zufrieden.

Und Heins Jugend kommt, auf den Strahlen des Vollmonds, der inzwischen heraufgekommen ist und den jungen Wind gebändigt hat. Leicht geschürzt schreitet sie durch das Giebelfenster auf den Dachboden und tapp — tapp — die Leiter herab. Sie hat glänzende Augen und braune Haare.

Wer bist du?

Ich bin deine Jugend!

Was für ein Ding hast du in der Hand? Es leuchtet wie die Hoffnung im Glend.

Hein Wieck ist ein Sonnambuler und spricht daher gewählt, wie ein solcher. Es ist ein Symbol der Erinnerung und ein Spiegel des Kommenden.

Darf ich schauen?

Was für eine Frage, Hein Wieck? Ich kam, um dir's zu zeigen.

So träumte Hein Wieck.

Wunderlich, dachte er am frühen Morgen, als er sein letztes Hemd in der Schlacht von Rolding einschnürte. — Ich sah mich in der Wiege. Die Sonne schien durch den kahlen Schlehndorn, ich griff nach den Strahlengarben und nach den tanzenden Lichtstäubchen. Der Vater schwenkte mich hoch, und die Mutter ließ mich auf ihrem breiten Schoß springen. Während sie mir das Hemdchen überzog, griff ich nach ihren langen, schwarzen Flechten.

Was der Spiegel des Kommenden ihm gezeigt hatte, das verriet Hein nicht einmal den vier Wänden seiner Kammer.

Aber er mußte lachen, wenn er daran dachte — immer lachen.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Hans Delbrück gegen Moritz Busch. Die Preussischen Jahrbücher gelten trotz mancher Paradoxien ihres jetzigen Herausgebers, der die Ehre hat, Treitschkes Nachfolger zu sein, für ein vornehmes Blatt. Dieser alte gute Ruf muß erschüttert werden durch Artikel wie den, den das Juniheft über die jüngste „Bismarck-Historiographie“ und besonders über die Tagebuchblätter von M. Busch gebracht hat. Zwar der energischen Abwehr der sogenannten Bismarckpresse und der „Bismarckpfeifen“ wird jeder Unbefangne zustimmen. „Eine Art von Bismarckianern, heißt es da, ist aufgekomen und führt das laute Wort, sodaß alle feineren und edlern Geister sich abgestoßen fühlen. Man spricht von einer »Bismarckpresse«, aber niemand möchte gern mit ihr zu thun haben. Der »Bismarckkultus« ist nicht im Steigen, sondern im Rückgange, die Kreise selber, die als seine Träger gelten wollen, diskreditieren ihn. . . . Was ist heute aus der hehren nationalen Idee in der »Bismarckpresse«, den »Hamburger Nachrichten«, »Berliner« und »Leipziger Neuesten Nachrichten« geworden? Angewidert wendet man sich ab und fragt: Hat dieses Geschlecht wirklich ein Recht, sich auf den großen Namen Bismarck zu berufen?“ Dieses Urteil ist scharf, auch im Ausdruck, aber reichlich verdient. Auch